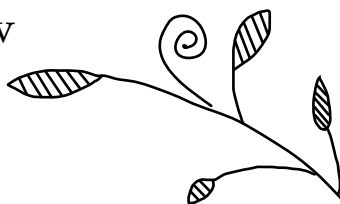


Über die Autorin:

Nancy Salchow, 1981 geboren, arbeitet von Kindesbeinen an an eigenen Romanprojekten, wagte sich allerdings erst 2011 mit ihren Werken an die Öffentlichkeit und stellte Leseproben ihrer Manuskripte auf Neobooks ein, der Autorenplattform der Verlagsgruppe Droemer Knauer. Wenn sie nicht gerade an einem Manuskript arbeitet, ist sie als Sängerin sowie Songtexterin in eigenen musikalischen Projekten aktiv.

Mehr über die Autorin auf ihrer Website: www.nancysalchow.de

Nancy Salchow



Kirschblütentage

Roman



KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe November 2014

Knaur Taschenbuch

© 2014 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Dr. Heike Fischer

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Polly Eltes / plainpicture / Narratives

Satz: Daniela Schulz, Puchheim

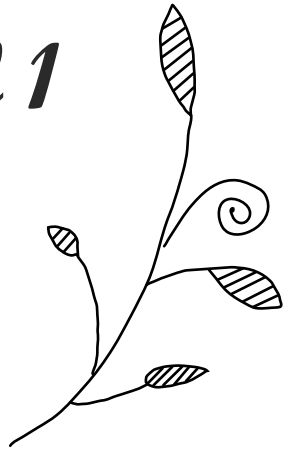
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51503-7

2 4 5 3 1



Kapitel 1





Sie sprach nicht gern von Regen, wenn er derart sachte daherkam. Echter Regen, so wie sie ihn kannte und liebte, zeigte sich in flüssigen Fingern auf Fensterglas und knöcheltiefen Pfützen an Bordsteinkanten. Die hauchdünnen Streifen, die an diesem Nachmittag ihre fast unsichtbaren Spuren auf der Scheibe hinterließen, waren hingegen eher eine Ahnung als ein Zustand.

Emilia ließ ihren Kopf auf das Kissen sinken, während das Fenster und die Ahnung von Regen in ihrem Augenwinkel verschwammen. Sie war dankbar dafür, dass sie die ersten Anzeichen des Frühlings noch einmal erleben durfte, bevor ihr Leben seine letzte Jahreszeit vollenden würde.

Durch das Fenster hindurch hatte sie mehrere Schneeglöckchen neben der Auffahrt erspäht und dabei eine kindliche Vorfreude verspürt. Über das Wachsen und Gedeihen, über Formen, Farben und Gerüche, die sie so vermutlich nie mehr wahrnehmen würde. Dennoch war sie voller Zuversicht.

Denn in den wenigen Stunden, in denen man sie jetzt noch allein zu Hause ließ und ihre Kraft es ihr erlaubte aufzustehen, *inspizierte* sie die Räume im unteren und oberen Stockwerk auf ihre ganz eigene Weise.

Jemand anderes würde es vermutlich als willkürliches Verstreuen alberner Sentimentalitäten betrachten, sie selbst jedoch wusste, dass es weit mehr war. Sie hatte es sich zu ihrer letzten Aufgabe gemacht, Erinnerungsstücke, Gegenstände und Briefe im gesamten Haus zu hinterlassen, die Erinnerungen an glückliche Tage in sich trugen. Tage, die weit hinter ihr

lagen und die sie doch, wann immer sie ihre müden Augen schloss, noch immer ganz deutlich vor sich sah.

Feuchtes Gras unter nackten Füßen. Das Kreischen übermütiger Kinder. Kirschkerne im Sand. Der Geruch verbrannter Steaks, das Resultat sich ständig wiederholender lebhafter Familiengespräche auf der Terrasse, bei denen der Rest der Welt – und manchmal eben auch der Grill – ausgeblendet wurde.

Sie schaute zur Kommode hinüber, die neben dem Bett stand, und begutachtete das einzige Bild, das darauf plaziert war. Sie war sich nicht mehr sicher, wann genau es entstanden war, erkannte aber an den noch recht kindlichen Gesichtszügen ihrer Enkel Kea und Philipp, dass die Aufnahme mindestens vier Jahre her sein musste. Ihre Schwiegertochter Jasmin und ihr Sohn Vincent standen hinter den Kindern, die Hände auf deren Schultern, auf den Lippen ein Lächeln, von denen eines das andere anzustecken schien. Während Emilia die ihr so vertrauten Gesichter musterte, wuchs in ihr die Vermutung, dass das Foto noch etwas älter war. Viel zu lange war es her, dass sie in derart strahlende Augen geschaut hatte. Aber wann war das Strahlen verlorengegangen? Wann hatte die Familie aufgehört, eine Einheit zu sein? Eine wahrhaftige Einheit, keine, die der seit Jahren kranken Großmutter nur vorgespielt wurde, weil sie sich um sie sorgte? Und wie hatte dieser langsame Zerfall stattfinden können, ohne dass es jemandem auffiel? Der Zerfall einer Familie, die einst so voller Kraft und Zusammenhalt gewesen war.

Emilia wandte ihren Blick vom Foto ab. Sie wollte sich nicht ängstigen. Nicht jetzt. Dazu hatte sie zu viel Sorgfalt in die Auswahl der Gegenstände investiert, zu viel Behutsamkeit beim Hinterlassen der Spuren.

Am meisten Kraft hatte sie jedoch das Schreiben des Briefs

gekostet, den sie danach noch unzählige Male gelesen hatte, bevor sie ihn schließlich an ihrer Meinung nach geeignetsten Ort plazierte. Zeilen, die sie mit so viel Herzblut geschrieben hatte, dass sie sie mittlerweile auswendig kannte.

Meine Lieben,

während ich Euch diese Zeilen schreibe, habe ich nicht den blassesten Schimmer, wann oder ob Ihr sie überhaupt jemals lesen werdet, noch weiß ich, ob derjenige, der diesen Brief finden wird, seinen Inhalt für sich behalten oder mit den anderen Familienmitgliedern teilen wird.

Es tut weh, daran zu denken, dass ich nicht mehr bei Euch sein werde, wenn Ihr diese Seiten in den Händen halten werdet. Gleichzeitig ist es aber auch ein Trost für mich, euch auf diese Weise vielleicht sogar noch erhalten zu bleiben, wenn ich diesen Kampf wie schon so viele andere vor mir längst verloren habe. Denselben Kampf, den auch Julian bestreiten musste und von dem ich nie gedacht hätte, dass ich ihn selbst eines Tages ausfechten würde. In den letzten acht Jahren verging kein Tag, an dem ich nicht an ihn gedacht habe. Und ich frage mich, warum mir vierundsiebzig glückliche Jahre vergönnt waren und ihm nur vierzig. Kinder sollten niemals vor ihren Eltern gehen. Manchmal frage ich mich, ob es nicht vielleicht sogar seine Krankheit und sein Tod waren, die das Ende unserer Familie, so, wie sie einmal war, eingeleitet haben. In so mancher Hinsicht.

Vielleicht schreibe ich diese Zeilen aber auch, weil ich Angst habe, dass der Krebs in unseren Genen liegt und früher oder später auch zu Eurem Feind wird. Ein Feind, der die verbleibende Zeit umso kostbarer macht und

Euch hoffentlich rechtzeitig erkennen lässt, was wirklich wichtig ist.

*Ich werde diesen Brief in der alten Konditorei verstecken, die sich in den letzten Jahren mehr und mehr in eine stau-
bige Abstellkammer verwandelt hat. Manchmal kommt es mir vor, als wäre sie ein Abbild unserer Familie.*

Wer weiß, wie die Dinge gelaufen wären, wenn Du, mein lieber Vincent, Deinen Vater lange genug gekannt hättest, um die Leidenschaft zu verinnerlichen, mit der er seiner Liebe zum Backen nachging. Vielleicht hättest Du dann die Familientradition ja fortgeführt.

Aber all das sind Fragen, die jetzt nicht mehr gestellt werden müssen. Fragen, die mir den Abschied von Euch nur noch schwerer machen würden.

Sicher werdet Ihr Euch fragen, warum ich Euch nicht einfach von diesem Brief erzählt und seinen Aufenthaltsort verraten habe. Aber nichts ist schlimmer für mich als die Vorstellung, dass Ihr nur mir zuliebe oder aus schlechtem Gewissen und nicht aus eigener Erkenntnis heraus den Zusammenhalt wiederentdeckt, der Euch in den letzten Jahren verlorengegangen ist. Gerade deshalb habe ich mich bewusst für die Konditorei als Versteck entschieden, weil ich weiß, wie selten jemand einen Fuß in sie hineinsetzt, und Ihr demzufolge nicht Gefahr laufen werdet, den Brief zu finden, bevor mein Plan greift. Ihr werdet glauben, dass Eure Erinnerungen ganz zufällig bei Euch anklopfen und wirken. Dass sie kommen und gehen wie die Gedanken an eine Position auf dem Einkaufszettel, die noch dringend ergänzt werden muss. Oder wie die Merktettel für irgendwelche Termine, die jemand vergessen hat, in den Kalender zu kleben.

Aber die Wahrheit ist, dass es mein Plan war. Meine Idee.

Welcher Plan?, werdet Ihr Euch vielleicht fragen. Und vermutlich ist es sogar übertrieben, von einem Plan zu sprechen, weil ich keine Ahnung habe, ob er aufgehen wird. Er ist also wohl eher eine Hoffnung. Die verzweifelte Hoffnung einer sterbenden Frau. Aber die Details sollen nicht Eure Sorge sein.

Alles, was für mich noch zählt, ist der Wunsch, Euch auf irgendeine Weise nahe zu sein. Selbst dann, wenn ich es nicht mehr sein kann.

Ihr werdet stark genug sein.

Ihr alle.

Irgendwann.

Und Ihr werdet das Richtige tun.

Selbst wenn Ihr zuvor noch einiges falsch machen werdet.

Ich bin bei Euch. Immer.

Emilia

Auf der Treppe hörte sie Schritte. Schritte, die nur jede zweite Stufe berührten. Immer in Eile. Immer auf dem Sprung. Schritte, wie sie nur ein Sechzehnjähriger machen konnte.

Sie wusste, dass Philipp nicht zum Gitarrenunterricht gehen würde, ohne vorher noch einmal bei ihr hereinzuschauen. Die Zeit war gekommen, in der man sich sogar vor jedem Brötchenkauf von ihr verabschiedete, und selbst ihr Enkel in seiner jugendlichen Gedankenlosigkeit ahnte, dass es zumindest in diesem Fall besser war, dem Vorbild seiner Eltern zu folgen.



Vincent

Das ihre Hände außergewöhnlich schmal waren, fiel ihm nicht zum ersten Mal auf. Jetzt, da sie regungslos auf seiner Brust lagen, während sich Isas Kopf auf seiner Schulter mit jedem seiner Atemzüge langsam auf und ab bewegte, wirkten sie jedoch beinahe zerbrechlich.

Das rotbraune Haar reichte ihr bis zum Ansatz der nackten Hüfte. Die dunklen, beinahe schwarzen Augen waren hinter den geschlossenen Lidern verborgen. Trotzdem wusste er ganz genau, wie sie aussahen. Vermutlich besser, als ihnen beiden guttat.

Er betrachtete sie gern, während sie schlief, heute jedoch war Vincent unruhig. Erst kurz vor ihrem Treffen war ihm eingefallen, dass er Jasmin versprochen hatte, rechtzeitig zum Abendessen zu Hause zu sein, um Keas Aufnahme in die Theatergruppe zu feiern. Aber selbst wenn er Isa jetzt sofort wecken, sich anziehen, ins Auto springen und heimfahren würde, käme er mindestens eine Viertelstunde zu spät. Für einen Moment fühlte er Reue, dachte aber sofort an etwas anderes. Würde Jasmin ihm die Ausrede, dass sich sein letzter Hausbesichtigungstermin aufgrund einer besonders wissbegierigen Kundin in die Länge gezogen hatte, auch dieses Mal abkaufen? Und selbst wenn sie es ihm abkaufte, was war mit seiner Mutter? Noch immer sah sie ihm offensichtlich jede faule Ausrede an. Trotz oder gerade wegen ihrer Bettlägerigkeit, die ihren Blick zu schärfen schien.

Als Isa langsam zu sich kam, überlegte Vincent kurz, ob er vielleicht laut gedacht, sich zu heftig bewegt oder unbewusst ihren Arm gestreichelt hatte?

Lächelnd erwiderte sie seinen Blick.

»Hallo, Herr Makler«, flüsterte sie, während sie einen Kuss auf seine Brust hauchte. »Sind Sie schon lange wach?«

Er bemühte sich um ein Lächeln. »Ich habe gar nicht geschlafen.«

Sie stützte sich auf den Ellbogen auf. »Du weißt doch, dass ich es nicht mag, wenn du mich beim Schlafen beobachtest«, sagte sie mit gespielter Empörung.

»Stimmt nicht«, antwortete er. »Du liebst es.«

Er beugte sich für einen Kuss zu ihr hinüber, schob seine Beine seitlich an ihr vorbei aus dem Bett und stand auf.

»Musst du etwa schon los?«, fragte sie.

»Ich bin jetzt schon zu spät«, antwortete er, während er nach seiner Hose griff, die neben ihren Schuhen auf dem Boden lag. »Außerdem habe ich es versprochen.« Im Spiegel des Schlafzimmerschranks fing er flüchtig sein eigenes Bild ein. Die breiten Schultern, die von seinem leichten Bauchansatz ablenkten. Die hellgrauen Augen, die ihn immer ein wenig blass wirken ließen. Das dunkelblonde Haar, das durch den millimeterkurzen Schnitt eher brünett wirkte und den Blick auf ein Gesicht freigab, das er in Momenten wie diesen nur ungerne betrachtete. Viel zu sehr erinnerte ihn sein eigener Anblick an ein Leben, das er möglichst auszublenden versuchte. Nicht etwa, weil er es verabscheute. Sondern weil er sich gern der Illusion hingab, in Isas Nähe ein anderer zu sein.

Namenlos. Unbekümmert.

Frei.

Ja, vor allem frei.

So wie damals. So wie mit ...

»Kannst du nicht wenigstens noch eine halbe Stunde bleiben?«, unterbrach Isa seine Gedanken.

Er wusste, welchen Blick sie aufgesetzt hatte, auch ohne sich zu ihr umzudrehen.

»Du weißt, dass das nicht geht, Isa.«

»Ich weiß nur, dass du *sagst*, es würde nicht gehen.«

Er setzte sich auf die Bettkante, um seine Socken anzuziehen. Noch immer wandte er ihr den Rücken zu. Er verband die wenigen Stunden mit Isa viel zu sehr mit Freiheit und süßer Gedankenlosigkeit, um sich ihr gegenüber in der Art von Rechtfertigung zu verlieren, die er sonst nur zu Hause abzugeben gezwungen war.

Während er sein Hemd zuknöpfte, riskierte er einen vorsichtigen Blick in Isas Richtung. Sie war bereits dabei, ihr Kleid überzustreifen. Sie schwieg, aber ein Hauch von Enttäuschung lag in ihren langsamen Bewegungen. Eine Stimmung, die er schon bei einem ihrer letzten Treffen registriert hatte und die nicht so recht zu der Unkompliziertheit passte, die sie für ihn personifizierte.

»Isa«, sagte er schließlich und streckte die Hand nach ihr aus. »Wollen wir das wirklich erneut durchkauen?«

»Ich will nichts *durchkauen*, Vincent.« Ihre Stimme hatte nun beinahe etwas Schnippisches. »Ich habe nur ein Problem damit, mir wie ein Flittchen vorzukommen, das sich nur zum An- und Ausziehen mit dir trifft.«

Er lachte.

»Findest du das witzig?«, fauchte sie.

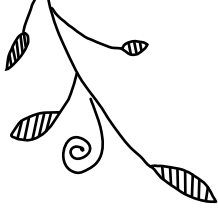
»Nein, nicht witzig«, antwortete er. »Nur etwas erstaunlich. Immerhin war und bin ich an diesen Treffen genauso beteiligt wie du. Wenn du also ein Flittchen bist, dann bin ich ...«

»Würdest du bitte aufhören, dich über mich lustig zu machen?«

Er stand auf und legte die Arme um ihre Hüften. »Ich muss los, Isa. Und das weißt du. Also, bitte hör auf, da irgend-

welche Dinge hineinzuinterpretieren. Keine Regeln, keine Ansprüche. Darüber waren wir uns doch immer einig.«

Sie seufzte. Ein deutliches Zeichen dafür, dass er nicht mit Gegenargumenten zu rechnen hatte. Eine Tatsache, die ihn unter anderen Umständen gelangweilt hätte. In diesem Fall kam sie ihm jedoch einmal mehr entgegen.



Kea

Als sie zum dritten Mal am Gartentor vorbeigegangen war, entschied sie sich, es endlich zu öffnen. Auf dem schmalen Kieselweg von der Hecke bis zur Haustür verdrängte sie die Befürchtung, ihre Ausrede könnte eventuell unglaublich erscheinen. Sie atmete tief ein und drückte nach einem letzten Zögern schließlich den Klingelknopf. Sie wusste, dass ihre Mutter es hasste, wenn sie ihren eigenen Schlüssel nicht benutzte, aber ihr fehlte nach einem Tag wie diesem eindeutig die Energie, in den Tiefen ihrer Schultasche nach ihm zu suchen.

»Warum kannst du nicht ein einziges Mal deinen Schlüssel nehmen?«, schimpfte ihre Mutter denn auch wie aufs Stichwort, als sie Kea die Tür öffnete.

»Der ist irgendwo in meiner Schultasche«, brummte Kea, warf dieselbe neben die Garderobe und zog ihre Jacke aus.

»Und überhaupt«, fuhr Jasmin fort, während sie zurück in die Küche ging. »Ich verstehe nicht, warum du jetzt erst kommst. Du weißt doch, dass ich heute extra zur Feier des Tages Schmor Kohl für dich gemacht habe. Den magst du doch so gern.«

»Zur Feier des Tages«, wiederholte Kea, ihrer Mutter in die Küche folgend. »Jetzt, wo du es erwähnst. Es könnte ja sein, dass es vielleicht gar nichts ... zu feiern gibt.«

Jasmin blieb neben dem Herd stehen. »Was soll das nun wieder heißen?«

»Ich hab noch mal drüber nachgedacht.« Kea ließ sich auf einen der Stühle fallen. »Das mit der Theatergruppe wäre vielleicht für eine Weile ganz nett gewesen, aber auf längere Sicht bringt es mich ja doch nicht weiter.«

Sie versuchte, den verwirrten Blick ihrer Mutter zu ignorieren, während sie mit gekünsteltem Lächeln fortfuhr. »Ich meine, man kann ja wohl nicht davon ausgehen, dass irgendein Produzent im Publikum sitzt und mich für seinen nächsten Film engagiert, oder?«

Jasmin stellte den Herd aus und drehte sich langsam zu ihrer Tochter um. Kea kannte diesen Blick nur allzu gut.

»Filmproduzent, soso.« Jasmin biss sich auf die Unterlippe. »Dann waren all deine bisherigen Vorträge über die Möglichkeiten der persönlichen Entfaltung, die im Theater liegen, also nicht ernst gemeint, sondern leeres Gerede? Wieder mal nur eine Laune, die einen Tag später schon nicht mehr aktuell ist? So wie damals der Klavierunterricht oder die Reitstunden.«

»Nein, Mama, so ist das nicht. Ich wollte nur ...«

»So ist es also nicht? Wie denn dann? Kea, du musst endlich einmal lernen, zu einer deiner Entscheidungen zu stehen. Irendetwas durchzuhalten.« Da war sie, die befürchtete Standpauke. »Ich meine, wie willst du denn dein späteres Berufsleben meistern, wenn du immer schon nach zwei Tagen von allem die Nase voll hast? Jeden Job einfach an den Nagel hängen, nur weil er dir nicht sofort die große Karriere verspricht?«

»Du siehst das völlig falsch, Mama. Eben weil ich nichts mehr halbherzig machen will, ist es besser, die Sache abzublasen, bevor ich unnötig Zeit vergeude. Ich meine, wenn ich jetzt schon weiß, dass es nicht das Richtige für mich ist, warum soll ich dann überhaupt erst damit anfangen?«

»Ach, jetzt auf einmal ist es nicht mehr das Richtige für dich? Und morgen? Morgen bist du dann Feuer und Flamme für die nächste Idee, die übermorgen bereits wieder Schnee von gestern ist?«

»Schnee von gestern ist alles, was nicht mit Mirco zu tun

hat.« Philipp stand mit vor der Brust verschränkten Armen und einem diebischen Grinsen im Gesicht in der Küchentür.

Wieder einmal mischte ihr Bruder sich in Dinge ein, die ihn nichts angingen. Kea spürte, wie ihr das Blut in den Kopf schoss. Mit feuerrotem Gesicht sprang sie vom Stuhl auf.

»Spinnst du, hier so einen Mist vom Stapel zu lassen?«

»Ist doch nur die Wahrheit«, gab er zurück, zuckte mit den Schultern und setzte sich seelenruhig auf die Fensterbank.

»Mirco? Wer bitte schön ist Mirco?« Der Blick ihrer Mutter war nun fragend und fordernd zugleich auf Kea gerichtet.

»Niemand«, antwortete Kea einsilbig. »Und das hat auch überhaupt nichts mit der Theatergruppe zu tun.«

»Stimmt. *Jetzt* hat es nichts mehr damit zu tun.« Philipp grinste, während er nach einem Stück Knoblauchbrot auf dem Tisch fischte. »Denn nun ist er ja aus der Gruppe ausgestiegen. Also gibt es auch keinen Grund mehr für das liebe Kealein, Theaterluft zu schnupern.«

Das Blut, das ihr eben noch in den Kopf gestiegen war, schien nun zu kochen. Kea schnappte nach Luft, suchte nach Worten und brachte doch nur einen wütenden Schrei heraus.

»Kea«, sagte Jasmin nun etwas weniger vorwurfsvoll.

Doch Kea wollte nicht mehr reden, sich nicht mehr erklären. Schon gar nicht vor diesem Scheusal von einem Bruder. Sie holte tief Luft, drehte sich mit bitterbösem Blick um und rannte wild entschlossen die Treppe hinauf.

»Hey!«, rief Jasmin ihr nach. »Wo willst du denn hin? Wir wollen gleich essen.«

»Papa ist doch eh wieder zu spät«, brüllte Kea zurück.

Sie hörte, wie ihre Mutter irgendetwas antwortete, doch jedes Geräusch, selbst das dumpfe Lachen ihres Bruders, ging im Knall der zuschlagenden Zimmertür unter. Zu spät wurde ihr bewusst, dass sie damit wohl ihre Großmutter geweckt hatte.